
MICHAEL STEINER (HG.)

WAS 114
(no) future

Zuletzt erschienen:

Angst

Echt wahr?

Das Böse

wieder bieder

Auf der Flucht

Geht es auch einfach

Und es bewegt sich doch

Schöner scheitern

Unschuldsvermutung

Vorwärts – rückwärts

Brot und Spiele

MICHAEL STEINER (HG.)

(no) future

Redaktion:

Meinrad Handstanger
Teresa Indjein
Stephan Leixnering
Margot Matschiner-Zollner
Norbert Mayer
Anita Mayer-Hirzberger
Stefanie Schweigbauer-Steiner
Katharina Steiner
Daniela Strigl
Margot Wieser
Kurt Wimmer

leykam:

Die Drucklegung dieses Bandes wurde gefördert durch:



BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH

Impressum

© Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co KG, Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Coverentwurf: TASKA

Satz und Korrektorat: Mag. Elisabeth Stadler, www.zwiebelfisch.at

Zeichnungen: © Margit Krammer, Bildrecht Wien

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8211-4

www.leykamverlag.at

Inhaltsverzeichnis

Michael Steiner Editorial	9
Margit Krammer (hier und eingestreut) Zeichnung	18
Marlene Seidel Weitermachen zahlt sich aus	19
Eva Schörkhuber No Future for this Future	29
Wolfgang Schüssel Was. Mut. Macht.	41
Jakob Ibounig Da war doch was: Die Zukunft	51
Katharina Scherke Wie zukunftsrelevant ist Nostalgie?	61
Gabriele & Christian Berg Die Uhr des Lebens	71
Gernot Waldner Voraussetzungen und Potenziale. Eine vergangene Zukunft aus dem Wien der 1920er-Jahre	79

Kurt Wimmer	
Von der Zukunftsschau zur Zukunftsscheu	91
Constanze Dennig	
Die Angst der Dinosaurier vor der Apokalypse	103
Stephan Leixnering	
Management in der Krise? Vom taktvollen Umgang mit Menschen	111
Jochen Pildner-Steinburg	
Über Mühlsteine, die uns die Zukunft verbauen. Oder frei nach R. W. Faßbinder: Angst essen Seele auf	125
Beate Winkler	
„Wir haben mehr Möglichkeiten, als wir denken...“. Anregungen für den gesellschaftlichen Wandel	137
Margit Kraker	
Das Wissen um unsere Kleinheit wird Mut zur Gemeinsamkeit machen	149
Meinrad Handstanger	
Hat Recht Zukunft?	155
Dominik Zimmermann	
God save the Queen oder: Warum die analoge Juristerei (k)eine Chance hat	169
Ernst Pannaggar	
Gedanken eines Bücherwurms im Rückzug	177
Rotraut Schöberl & Erwin Riedesser	
Der Buchhandel ist schneller als jedes Impfprogramm	183
Tom Strobl	
Wahrheit als Programm. Nachhaltige Gedanken zu einem kurzlebigen Medium	187

Michael Schuen Sport am Scheideweg	197
Ingrid & Gottfried Bachler Epochale Entscheidungen	207
Tina Themel (no) female future?	213
Luise Wimmeler Feministische Zukunftsmusik	227
Katharina Griesbacher Wie eine Schachtel Pralinen	237
Iris Laufenberg Paradigmenwechsel	243
Clara Blume & Martin Rauchbauer Der Mensch, die Kunst und die Schöpfung: Digitaler Humanismus als Möglichkeit	253
Franz Hirschmugl Zukunft is the future. Oder: Der Duft nach Grillhendl	263

Glauben wir noch an Zukunft? Das Prinzip Hoffnung, auf Zukunft und innerhalb dieser auf vieles, ist ein abendländisches Leitmotiv aufgeklärten Denkens: Es geht weiter, es wird besser, wir wollen noch etwas, für uns und andere.

Und das entgegen skeptisch-pessimistischen Stimmen angesichts von Corona, Klimawandel und Verfall von Werten. Auch entgegen multimethodischen Zugängen von Zukunftsforschern, die mit ihren diversen Szenarien ohnehin schon alles Zukünftige erforscht haben.

Die Autorinnen und Autoren des Bandes laden zum Vor-, Mit- und Nachdenken ein, Träume konkretisierend, Ängste artikulierend, über den Nutzen der Vergangenheit reflektierend, auf Schwachstellen hinweisend, Wandel propagierend, wie immer multiperspektivisch, vielschichtig, ebenso warnend wie ermutigend.

Da war doch was ...

Kinder warten immer ungeduldig auf den nächsten Geburtstag, wollen immer älter und erwachsen werden – eine intrinsische Motivation für alles Zukünftige ist den meisten Jugendlichen innewohnend. Und gibt ihnen das Gefühl, dass es sich auszahlt, wei-

terzumachen: von Geburtstag zu Geburtstag, von Meilenstein zu Meilenstein. Sie protestieren auch nicht nur an Freitagen für neue Inhalte ihrer Träume. Ausnahmsweise nicht gegen, sondern für etwas: längerfristiges Denken, Inklusion aller Gruppen, miteinander statt gegeneinander, Mut für große Pläne statt Horrorszenarien.

Aber auch Rebellion ist angesagt und kann sich sowohl in Melancholie und Resignation ausdrücken, die die Zukunft an den Nagel hängt und sich unbedingter Fortschrittsgläubigkeit verweigert. Als auch in destruktiven Gewalteskalationen von Jugendlichen mit gering geschätztem Zukunftspotenzial. Um für eine wenn auch andere Zukunft zu kämpfen, muss man für sich selbst eine haben und vorstellen können. Die Ablehnung einer (vor-)gegebenen Zukunft bedeutet aber nicht „nur“ Verweigerung, sondern neue Perspektiven für jene, die in den sozialen Kräfteverhältnissen durch den Rost fallen.

Der Umstieg vom Jugendlichen zum jungen Erwachsenen bringt neue Herausforderungen. Es gilt, die Gegenwart zu gestalten in Rollen und Funktionen mit Entscheidungsverantwortung, mit damit verbundenem Ressourcenverbrauch, der gegenüber kommenden Generationen erst zu rechtfertigen ist, verbunden auch mit der Möglichkeit des Scheiterns. „I was the future once“ war der Abschiedssatz des britischen Premiers David Cameron aus dem britischen Unterhaus.

Dennoch: Nur der Mensch denkt an Zukunft, vermag zu analysieren, reflektieren, zu gestalten und verändern. Gute gestaltende Politik rückt vor allem das Wohl der Jungen ins Zentrum. Das Vertrauen in sie ist einer der wesentlichen Gründe, unsere Zukunft nicht abzuschreiben: Sie sind besser ausgebildet als vorhergehende Generationen, talentierter, offener, sprachgewandter und können mit den unglaublichen technischen Möglichkeiten des Hier und Heute wesentlich kompetenter umgehen.

Wie zukunftsrelevant ist die Vergangenheit? Der Nostalgieboom der letzten Jahre kann auch als Bewältigungsmechanismus einer krisengeschüttelten Gesellschaft gesehen werden, mit identitätsstiftender Funktion, und kann damit helfen, in Krisenzeiten Kraft für Neues zu schöpfen. Eine produktive Sicht der Nostalgie interpretiert sie als Gefühl mit bitter-süßer Qualität, das als Brücke zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dienen kann und eine stabilisierende Funktion bei der Bewältigung schwieriger Lebenssituationen, etwa jener von Migranten, herstellt. Eine nicht restaurative, sondern reflexive Nostalgie kann dazu beitragen, neue Formen der Identitätskonstruktion entstehen zu lassen und Handlungsfähigkeit (wieder) herzustellen.

Weit in die Vergangenheit zurück blicken die Naturwissenschaften. Die ersten Lebewesen auf der Erde waren Mikroorganismen, die vor ca. 3,8 bis 4 Milliarden Jahren entstanden. Wenn wir die „Uhr des Lebens“ (von der Entstehung der Erde vor 4,6 Milliarden Jahren bis jetzt) betrachten, ist der Mensch erst seit 3 Sekunden in Erscheinung getreten. Die Verlängerung seines Lebens wird davon abhängen, wie weit die Forschung die Schatzkiste des Mikrobioms öffnen kann: Mikroorganismen bedeuten Krankheit, das Mikrobiom verheißt Gesundheit – es ist essenziell für die Bekämpfung aller negativen Prozesse des Anthropozäns.

Auch von den Dinosauriern können wir lernen. Ihr Aussterben durch einen Meteoriteneinschlag war ein apokalyptisches Ereignis. Was ihnen widerfahren ist, könnte auch der jetzigen Menschheit passieren. Die Idee des Weltuntergangs und die Angst vor Apokalypsen sitzen in unserem Gehirn. Hat sich dies evolutionstechnisch gesehen günstig für die Menschheit erwiesen? Möglicherweise hat sich aus der Angst vor der Zukunft auch die Voraussicht und Kontrolle in Hinblick auf das Leben entwickelt.

Apokalyptisch klingen auch die meisten zeitgenössischen Zukunftsprognosen. Das war nicht immer so. Die Science-Fiction-Romane der letzten hundert Jahre, startend mit Jules Verne, haben mit unbefangener Begeisterung und Fantasie die Utopie neuer Möglichkeiten durch Technik literarisch erkundet. „Die Reise zum Mond“ hat dann in den 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts zu einem richtigen Zukunftsrummel geführt. Die Zukunftsschau hat sich inzwischen zu einer Zukunftsscheu verändert: „Wir (haben) keine Zukunft mehr“, Zukunftsgedanken sind der Zukunft der Science-Fiction eher peinlich.

Von den Mühen, Gefährdungen und Herausforderungen der Gegenwart

Das Gefühl, dass es mit der Zukunft vorbei ist, wurde durch die Corona-Pandemie verstärkt. Die durch den ersten Lockdown verursachten menschenleeren Plätze wirkten, als hätten Außerirdische alles Lebende verschluckt – Realität gewordene Science-Fiction. Was tun?

Die Managementlehre als grundsätzlich zukunftsorientierte Zukunft hat sich im vergangenen Jahr massiv dem Krisenmanagement zugewandt. Das Managementdenken – was muss ich heute tun, damit ich die Ziele morgen erreichen kann – ist durch die Krise infrage gestellt: Deren Wesensmerkmale heißen „no future“, aber auch „no past“, Krisen sind nicht berechenbar. Damit gelangt man an die Grenzen der üblichen Heuristik: Die Verbindung zwischen Erfahrung und Entscheidungsfolgen, zwischen Vergangenheit und Zukunft, ist gestört. Takt wird als alternative Heuristik vorgeschlagen: als notwendiges Fingerspitzengefühl, um sich an den passenden Umgang – für den es weder konkrete Ziele noch geltende Regeln gibt – vorsichtig heranzutasten. Krisenhafte Herausforderungen – wie Migration, Naturkatastrophen, Epidemien – erfordern das Zusammenwirken vielfacher und unterschiedlicher

Akteure. Diese dezentrale Agilität braucht aber wirkungsvolle Mechanismen, um gleichgerichtetes Handeln zu ermöglichen: geteilte Denkstile, „Haltung“, gemeinsame Wertvorstellungen.

Gefährdungen entstehen durch die vielen Mühlsteine, die uns die Zukunft verbauen, verursacht von einer latenten pessimistischen Stimmung geprägt von Verzagtheit und Angst: Angst vor Verletzung und Schmerz (sowohl seelisch als auch körperlich), vor Versagen und vor Verlust. Das führt zu Verhaltensweisen, die wir uns wie Mühlsteine um den Hals gehängt haben: Erfolgsgewohnheit und Selbstzufriedenheit, die uns an alte Verfahren binden; Selbstüberschätzung, die den strategischen Spielraum einschränkt; Realitätsverweigerung und mangelnde Veränderungsbereitschaft, die in der Politik oftmals dazu führen, den Wandel mit dem Versprechen zu propagieren, dass sich für den Einzelnen nichts ändern wird; und nicht zuletzt eine tief sitzende Skepsis gegenüber einer technologiebasierten Gesellschaft, deren Wandel nicht durch Technik, sondern nur durch eine vollkommene Aufgabe unserer Lebensweise als möglich angesehen wird.

Eine Herausforderung bleibt die Pflege der institutionellen Grundlagen unseres besonderen Verfassungs- und Staatsmodells, das im Interesse der Freiheitssicherung auf institutionalisierte Gewaltenteilung bzw. Hemmung ebenso wie auf Grundrechte, Rechtsstaatlichkeit und auf demokratische Legitimierung baut. In diesem Konzert spielt das Recht eine nicht zu unterschätzende Rolle: Da in der modernen Republik von allen geteilte gemeinsame lebenssinnstiftende (etwa religiöse) Sinngebäude nicht (mehr) bestehen, speichert das Recht die für alle maßgebenden Grundprinzipien und Grundwerte. Dissonanzen sind vorhanden: Verfassungs- und andere Gerichte geraten unter Druck, wenn sie vom Kontrollziel auf den Schutz der Herrschenden umgepolt werden sollen. Eine „il-liberale Demokratie“ ist eine Illusion und würde in einem „Naturzustand“ enden. Eine zunehmende Polarisierung als Differenz zwischen einem „Wir“ und dem „System“, das es zu überwinden gilt,

führt zu einer Unterwanderung der gemeinsamen Diskussionsbasis und richtet sich direkt gegen das Konzept der modernen Republik. Durchbrechen lässt sich dies durch eine Logik der Mäßigung und des Maßhaltens, Bereitschaft zur politischen Partizipation, republikanisches Selbstbewusstsein.

Die beschleunigte Digitalisierung gilt als Pfad der Zukunft. Versehen mit Fallen. Legal Technology, das Anbieten von Rechtsdienstleistungen im Internet auf Basis von Algorithmen, wird der Komplexität von Rechtsproblemen nicht gerecht. Exoskelette im Sport, die die „Apparatur“ des Menschen unterstützen, implantierte Nanochips, die den Körper dort unterstützen, wo er es gerade braucht, könnten bedeuten, dass künftig Cyborgs um die Wette laufen. Vielleicht wird uns irgendwann eine App, die unsere Biодaten analysiert, sagen, welche Nährstoffe unser Körper gerade braucht, um optimal zu funktionieren – essen wird dann vollends zu so etwas wie tanken.

Women matter

Ist der Terminus „Feminismus“ nicht schon reichlich verstaubt? Was gibt es nach Jahrzehnten feministischer Bewegung, vielen Errungenschaften und zahlreichen Rückschlägen, noch zu hoffen? Die „Frauenbewegung“ hat sich längst diversifiziert, allerdings geht die Vielfalt auf Kosten eines großen gemeinsamen Nenners. Die Vision des Feminismus ist nicht die „weibliche Zukunft“, sondern die menschliche. Sie liegt auch nicht darin, die Männer anzuklagen, sondern – SOLANGE es strukturelle Schief lagen gibt – auf diese hinzuweisen.

Rollen umzudrehen ist dabei kein Ziel. Ein Matriarchat zu schaffen, in dem Feminist:innen erfolgreich die Plätze von Männern und Frauen tauschen, ist zwar denkmöglich und betont, dass die existierende ökonomische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern nicht an biologische Merkmale geknüpft ist, ist aber

letztlich keine Lösung des Problems. Gleichberechtigung als ein anderes Denkmodell der Zukunft geht davon aus, dass alle Geschlechter für Produktions- und Reproduktionsarbeit zuständig sind und Männern und Frauen die gleichen Rechte und Möglichkeiten zuteil werden. Mit einer solchen Zukunftsmusik für Frauen und Männer wird die Hoffnung verstärkt, dass es nicht so schlimm kommt, wie es schon ist.

Mama matters too. Als solche will sie für ihre Kinder immer das Beste, weiß aber auch, dass deren Zukunft dennoch stets im Ungewissen bleiben wird und sie diese in letzter Instanz nicht beeinflussen kann. Und dabei nicht so sehr auf „Experten“ und Erziehungsratgeber, sondern auf das eigene Bauchgefühl und vor allem auf die Intuition der Kinder vertrauen soll. Kinder haben von Natur aus einen unglaublichen Drang zu entdecken und zu gestalten. Sie sind Geschenke, die man ganz vorsichtig in die Zukunft begleiten darf, um hoffentlich miterleben zu können, wie sie diese – ihre Zukunft – irgendwann gestalten.

Hoffnung und Verantwortung

Die Zukunft ist ein weiter dunkler Raum, den der Mensch nur zögerlich betritt. Und die Pandemie hat ihn kurzfristig noch dunkler erscheinen lassen. Ganz so dunkel ist der „Raum der Zukunft“ freilich nicht. Eine Gewissheit ist die Tatsache des Todes, der die Zukunft individuell zunächst zum Abstand vom Jetzt zum eigenen Tod macht. Wir Menschen wissen, dass das Leben nicht ohne Tod zu haben ist. „Wir sollten nicht den Tod fürchten, sondern das schlechte Leben“, heißt es bei Robert Pfaller. Zum guten Leben gehört, dass wir uns für die Zeit nach unserem Tod mitverantwortlich fühlen. Max Frisch hat in seinen Tagebüchern einmal die Frage an ein anonymes Gegenüber gerichtet, ob es ihn oder sie wirklich interessiert, ob die Welt in 300 Jahren noch existiert.

Zukunft ist auch der Raum der Freiheit. In welcher Gestalt sie auf uns zukommt, hängt von unserem Gestaltungswillen und unserer Gestaltungsfähigkeit ab, die in die Paradoxien und Dystopien unserer gegenwärtigen Welt eingebettet sind. Die Geschichte der Moderne lässt sich auch als Geschichte des humanistischen Weltbildes lesen, in der der Mensch zum Maß aller Dinge erhoben und dieses humanistische Weltbild zur maßgeblichen Religion der Neuzeit wird, in der der Mensch auf seine Selbsterlösung hofft. In dieser Welt mit ihren Fortschritten in der Biotechnologie, Robotik und Neurobiologie träumt man von einem neuen optimierten Menschen. Altern und Tod werden nicht als unausweichlich, sondern als Probleme angesehen, deren Lösung bevorsteht.

Lässt sich diesem Trans- bzw. Antihumanismus ein „digitaler“ Humanismus entgegensetzen? Dieser geht davon aus, dass der Mensch sein eigenes Potenzial noch gar nicht erfasst hat. Für die Ausschöpfung der Möglichkeiten neuer Technologien und ihrer Instrumentalisierung zur Selbstentfaltung und Selbstermächtigung bedarf es eines neuen Mutes. Zur „techné“ gehören gleichermaßen Technik und Kunst. Letztere erinnert den Menschen an sein unerschöpfliches Potenzial. Kunst zu vernachlässigen, schränkt den Platz ein für das Geheimnis, das Staunen, das in allem Denken und kreativem Schaffen steht.

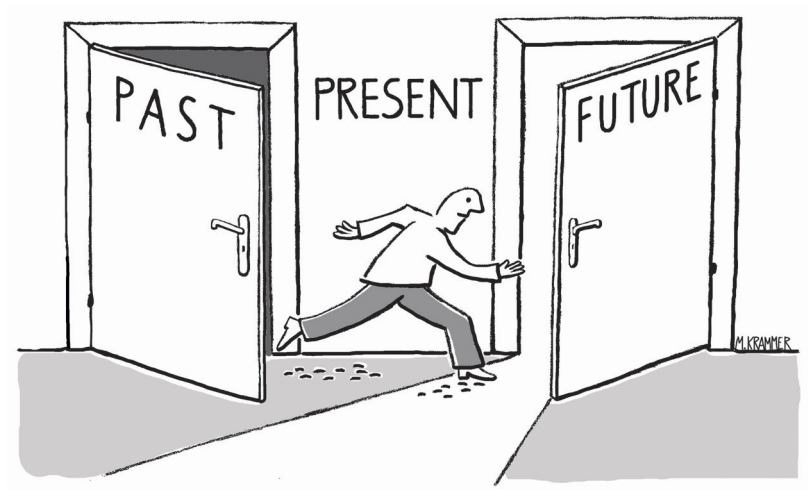
Zukunft ist nicht determiniert, sondern offen. Zukunftsfähige Politik muss sich allerdings hüten (wie Theologen, u. a. Josef Ratzinger/Benedikt XVI, in der Tradition von Plato und Aristoteles betonen), sich in die Metaphysik und in den Bereich von Utopie und Erlösung einzuordnen, um einer rationalen Befragung zu entgehen. Sie gehört in die Ethik und muss sich bestätigen im Raum von Freiheit und Verantwortung von Personen.

Außerhalb der Komfortzone

Was sagen wir in 20 bis 30 Jahren unseren Kindern und Kindeskindern, wenn sie uns fragen „Warum habt ihr eigentlich nichts dagegen getan?“. Haben wir die Komfortzone verlassen, waren wir bereit, Ungemütliches in Kauf zu nehmen? Waren wir ausreichend zukunftsfähig?

Wer es in Zukunft besser haben will, muss Selbstständigkeit und Verantwortung für sich und andere als fundamentale Werte für ein erfülltes Leben ansehen.

Michael Steiner



Margit Kramer, Mag., geboren in Graz, Studium der Bühnengestaltung an der Kunstuniversität Graz; Bühnenarbeiten für Theater, Cabaret und Kleinkunst; Cartoons und Illustrationen für Tageszeitungen, Magazine, Verlage sowie für Projekte im kulturellen/sozialen Bereich und für Werbekampagnen; zahlreiche Ausstellungen; 2008 Auszeichnung für „Kunst für Menschen in Not“, Outstanding Artist Award 2020.

Weitermachen zahlt sich aus

Marlene Seidel

„Die Jugend hat Heimweh nach der Zukunft“
Jean-Paul Satre

Als Kind habe ich immer ungeduldig auf meinen nächsten Geburtstag gewartet. Ich wollte immer so alt und erwachsen werden, wie mein großer Bruder. Das Streben nach der Zukunft setzte sich auch in der Jugend fort. Ich wollte 14 sein, um etwas länger draußen bleiben zu dürfen, 16 für die ersten Bars und 17 für den Führerschein. Dann wollte ich 18 sein, um endlich als volljährig und damit erwachsen zu gelten. Ständig habe ich mich auf das nächste Jahr gefreut. Jedes Jahr versprach neue Möglichkeiten und neue Erregenschaften. Nach dem 18. Geburtstag hören die meisten Menschen auf, ihre Geburtstage sehnlichst zu erwarten. Doch das gespannte Warten auf die Zukunft nimmt trotzdem kein Ende.

Egal wie zufrieden wir Menschen gerade mit der Gegenwart sein könnten, wir sind darauf getrimmt, zu hoffen, dass es noch ein bisschen besser wird, wenn wir endlich dieses oder jenes Ziel erreicht haben. Aber sogar, wenn dieser Moment eintrifft, währen Freude und Zufriedenheit selten ansatzweise gleich lang wie das Warten bis dorthin. Stattdessen arbeiten wir schon an der nächsten Herausforderung. Diese intrinsische Motivation für alles Zukünftige ist wichtig. Sie gibt uns das Gefühl, dass es sich immer auszahlt, weiterzumachen. So hantelt man sich von einer Lebensstation zur

nächsten, ohne es wirklich zu merken. Wir leben von Geburtstag zu Geburtstag, von Herausforderung zu Herausforderung, von Meilenstein zu Meilenstein.

Manchmal, so scheint es mir, vergessen wir dahinter das größere Ganze. Die Vision. Auf ein einzelnes Menschenleben gerechnet, ist eine große Vision und ein riesiger Plan vielleicht nicht zwingend notwendig. In unsere Gesellschaft reißt dessen Abwesenheit jedoch ein großes Loch. Wie können wir jemals nachhaltig Veränderung schaffen, wenn in der Politik nur von Legislaturperiode zu Legislaturperiode geplant wird? Wie können wir nachhaltig aus unseren historischen Fehlern lernen, wenn der Schrecken einer Zeit selten eine Generation überlebt? Und nicht zuletzt: Wie respektieren wir die Grenzen und Möglichkeiten unseres Planeten, wenn wir stets nur an das Hier und Jetzt denken und alle Folgen unseres Handelns ständig ausblenden?

Besonders die letzte Frage ist eine, die in den vergangenen Jahren oft und heftig diskutiert wurde. Wenn wir über Zukunft reden, ist die Klimakrise nicht mehr wegzudenken. Das beinhaltet auch die Entscheidungen, die in den nächsten Jahren diesbezüglich getroffen werden müssen. Es ist keine Überraschung, dass viele Jugendliche und junge Erwachsene den Antrieb hinter großen Klimabewegungen darstellen. Schließlich sind wir es, die hoffentlich noch viele Jahre auf diesem Planeten zu leben haben. Wir sind es, die am stärksten mit den verheerenden Konsequenzen der Klimakrise zu kämpfen haben. Außerdem, und das ist der wichtigere Punkt, verstehen wir endlich, was die Klimakrise uns zusammenfassend präsentierte: unsere globale Gesellschaft, so wie wir sie jetzt gestalten, ist am Ende. Mit der Klimakrise kristallisieren sich große Problematiken heraus: Sei es die kurzfristige Denke der Politik, die ausbeuterische und qualittsverlierende Art, wie wir wirtschaften, sei es unsere Fassung der Exklusion von benachteiligten Gruppen oder sei es unser langsamer Verlust des Gemeinschaftsgefühls und des kollektiven Zusammenhalts. Der Kampf gegen die Klimakrise ist

nicht weniger als der Kampf gegen ein ganzes System. Doch halt. Bevor die Angst vor der Veränderung überwältigt: es gibt keinen Grund zur Sorge. Viel zu oft wird Klima-Aktivismus negativ assoziiert. Man spricht von Verzicht, Eingrenzungen, Regeln oder Bevormundung. In Wirklichkeit könnte man das Ganze aber auch mit positiven Attributen belegen: Gerechtigkeit, Einklang, Nachhaltigkeit, Diversität, Resilienz und Gleichgewicht.¹

Diese Wörter können wir zu einer positiven, motivierenden Vision stricken. Und zwar zu keiner kleinen, die davon träumt, dass vielleicht eines Tages einmal weniger Menschen fliegen, oder ein bisschen weniger Regenwald pro Tag abgeholzt wird. Nein, wir brauchen eine große Vision. Eine nachhaltige Vision, die das große Ganze zeigt und nicht nur Ideen für all unsere Lebensbereiche, sondern auch für mehrere Jahrzehnte bietet.

Um dorthin zu gelangen, müssen wir uns gegenseitig wieder erlauben, von echten Veränderungen zu träumen. Wer sich immer nur anhand der rationalen Grenzen einschränken lässt, wird nie weiter als bis zur eigenen Nasenspitze kommen.

Wie könnte so eine Vision des großen Ganzen nun ausschauen? Visionen sind etwas sehr Persönliches. Wenn ich sage, dass wir eine große Vision brauchen, dann meine ich damit nicht, dass alle Menschen sich auf der Welt zusammenschließen sollen, um einen einzigen Plan zu schmieden. Ich meine viel eher, dass alle Menschen für sich selbst eine Vision erstellen sollen. Einen Weg, der zu einem großen Ziel führt. Vielleicht ist diese Vorstellung naiv, aber ich denke, egal wie unterschiedlich die Menschen sind, egal wo sie herkommen oder in welcher Kultur sie aufgewachsen sind, so unterschiedlich sind unsere Visionen nicht. Hat man immer dieses große Ziel vor Augen und nicht nur den nächsten kleinen Meilenstein, dann verliert man sich auf dem Weg dorthin vielleicht weniger oft.

Fangen wir an. Lassen Sie sich entführen in meine Vision einer sozial-ökologischen Gesellschaft, die durch Gerechtigkeit, Sicherheit und durch mehr Miteinander geprägt ist.

Schritt 1: Weg von kurzfristigem Denken

Ganz im Einklang mit der Idee einer langfristigen Vision, ist es mein Traum, dass wir als Gesellschaft grundsätzlich langfristiger denken und vor allem auch handeln. Besonders in der Politik ist es nicht unüblich, in kleinen Schritten zu planen. Man denkt in dem Rahmen einer sehr absehbaren Zeit, denn wenn man nach einem Wahlkampf nur noch wenige Stimmen bekommt, dann war ja die ganze Vorarbeit umsonst, nicht wahr? Nein.

Wer Politik und damit unsere Gesellschaft gestalten will, braucht Visionen. Hätten wir vor 30 Jahren schon langfristiger als für die nächsten Jährchen geplant, dann ständen wir jetzt nicht vor einer globalen Klimakrise. Dann hätten wir schon vor 30 Jahren die notwendigen Schritte gesetzt, um zu einer sozial-ökologischen Gesellschaft zu werden. Nun sind wir es, die darunter leiden. Um einer großen Zukunftsvision gerecht zu werden, brauchen wir ein neues System. Politisch gesehen bedeutet das, dass verschiedene Leute aus der Gesellschaft ein Recht zur Mitsprache haben, die tatsächlich die optimale Zukunft in den Fokus stellen. Wer in einem Land lebt, soll mitbestimmen dürfen. Und zwar nicht nur zur nächsten Wahl gehen, sondern tatsächlich mitdenken, mitdiskutieren und mithelfen.

Dafür gibt es mehrere Optionen: In Frankreich wurde zum Beispiel ein Bürger*innenrat einberufen. 150 zufällig ausgewählte Personen, die eine repräsentative Stichprobe darstellen und deshalb gut die Interessendifferenzen des Landes darstellen können. Sieben Monate lang wurden diese Personen mithilfe von Klimaexpert*innen, Wirtschaftsvertreter*innen und Soziolog*innen bei ihrer Meinungsbildung begleitet. Was dabei im April 2020 herauskam: mutigere und stärkere Forderungen, als sich eine einzelne Partei je getraut hätte, auszusprechen. Und vor allem Forderungen, die die Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigen können. Wir sehen also, dass die bunt gemischte Bevölkerung sehr wohl ein Gefühl für die

Zukunft und die notwendigen Entscheidungen hat, vorausgesetzt, man gibt ihr die Möglichkeit und die Zeit zur notwendigen Fortbildung und Entscheidungsfindung.²

Solche Konzepte von scheinbar „unpolitischen“ Personen, die mit guter Vorbereitung an Zukunftsfragen arbeiten, brauchen wir verstärkt. Auch wenn man in einer Partei bislang mehr Möglichkeiten hat: Wer keine Macht und Position in einer Gruppe zu verlieren hat, hat mehr Freiraum, um zu träumen und zu fordern, ohne Angst vor den nächsten Wahlen zu haben.

Nicht nur in der Politik sollte man langfristige Pläne schmieden. In meinem Zukunftstraum wird in allen Bereichen unseres Alltags an zukünftige Generationen und zukünftige Herausforderungen gedacht. So umgehen wir größere Katastrophen und versäumen nicht mehr Chancen, heute unseren Alltag für ein besseres Morgen umzustellen.

Schritt 2: Global denken, lokal handeln.

Einen großen Vorteil hat unsere Zeit: wir haben jederzeit die Möglichkeit uns mit der ganzen Welt zu vernetzen. Und zwar nicht nur kommunikativ; unsere Welt ist geprägt von einer globalisierten Wirtschaft, die Produkte um die halbe Welt schiffet, um sie dann doch auf der anderen Hälfte zu vermarkten. Dass diese Art des Wirtschaftens und des Vernetzens aber nicht nur positive Aspekte hat, zweifelt keiner mehr an.

Schon der österreichische Kabarettist Michael Niavarani hat im Mai 2020 bemerkt, wie stark uns die Corona-Krise zeigt, was eigentlich schief läuft: „Aber ist es nicht trotzdem erstaunlich an der ganzen Sache, dass die Wirtschaft zugrunde geht, wenn die Menschheit acht Wochen lang sich nur das kauft, was sie wirklich braucht?“³

Was sagt uns das über unser System? Unsere ganze Wirtschaft baut darauf auf, dass Schnelligkeit vor Langlebigkeit steht, dass

Quantität vor Qualität steht und dass wir nur an heute und nicht an morgen denken.

Aber auch bei diesem Spiel gibt es Verlierer und Gewinner. Die Gewinner sind wir, die wir in sogenannten „entwickelten“ Staaten sitzen und von der Couch aus T-Shirts aus China und Steak aus Argentinien importieren können. Wir profitieren ungemein von der Aufteilung der Arbeitsschritte und dem riesigen Markt, der immer größer, schneller und billiger wird. Wir Gewinner haben zwar Glück, aber mehr dafür geleistet, um uns dieses Glück zu verdienen, haben wir nicht. Auf der anderen Seite unseres Planeten sitzen die Verlierer in riesigen Textilfabriken oder in giftigen Minen und werden von vorne bis hinten ausgenutzt.

Doch nicht nur diese Menschen sind die Verlierer. Auch unser Planet hat dabei verloren. Sei es die Rohstoffausbeutung, der immense CO₂-Ausstoß, der Verlust der Artenvielfalt oder der Biodiversität durch Monokulturen oder leergefischte Meere. Der Planet verliert. Und wir, die wir auf diesem Planeten leben wollen, verlieren gleichzeitig. Das bedeutet, dass wir Gewinner auf lange Sicht auch Verlierer sein werden. Das Problem dabei ist, dass wir das großteils nicht sehen. Es ist schon lange unsere Strategie, all unsere Probleme weg von unseren Augen und hin zu benachteiligten Staaten zu verlagern. Diese „Aus den Augen, aus dem Sinn“-Strategie funktioniert nicht schlecht, oder zumindest hat sie das für eine sehr lange Zeit. Doch der Aufschrei ist gekommen. Die Klimakrise zeigt uns mit ihrer Naturgewalt, dass es uns alle etwas angeht, wenn Australiens Busch brennt oder der Permafrost in Alaska schmilzt. Augen schließen ist nur so lange eine ausreichend gute Strategie, bis uns der Gestank unseres Handelns in die Nase kriecht. Dann müssen wir aufwachen und sehen, dass es nicht mehr weitergeht.

Um das zu ändern, müssen wir zwar global denken, aber lokal handeln. Es gibt eine Zukunftsvision, in der unsere Wirtschaft globale Gerechtigkeit wieder vor Nutzenmaximierung stellt. In der die Lebensmittel von den eigenen Bauernhöfen wieder an Präferenz

gewinnen und wir unser Essen nicht mehr um die halbe Welt verschiffen, um letzten Endes dann trotzdem ein Drittel davon in den Mülleimer zu werfen.⁴ Eine Zukunft, in der wir weltweit voneinander lernen und uns gegenseitig kennenlernen, aber in der trotzdem nicht vergessen wird, wie wertvoll lokales Engagement und lokale Qualität sind.

Schritt 3: Inklusion aller Gruppen

Gefährlich wird es, wenn wir uns selbst vormachen, dass wir durch unsere „pluralistische“ Demokratie eine Möglichkeit haben, so viele verschiedene Meinungen zu inkludieren, dass wir am Ende einen repräsentativen Kompromiss erzeugen können. Die Wahrheit sieht anders aus: Es waren noch nie alle Gruppen an der Entscheidungsbildung in der Politik beteiligt; von allen anderen Bereichen ganz zu schweigen. In Wien hat jede dritte Person kein Wahlrecht.⁵ In Österreichs 200 umsatzstärksten Unternehmen sind 2020 8 % der Geschäftsführung weiblich.⁶ Wer nicht weiß, männlich und mit der richtigen Staatsbürgerschaft geboren ist, hat immer noch einen riesigen Nachteil. Benachteiligung von speziellen Gruppen ist unglücklicherweise ein Bestandteil unseres Systems. Doch auch bei diesem Thema brennt der Untergrund. Es ist kein Zufall, dass sich Protestbewegungen wie „#blacklivesmatter“ oder „#metoo“ in den letzten Jahren immer häufiger bilden.

Meine Zukunftsvision ist eine, die Menschen nicht anhand ihrer Äußerlichkeiten, nicht anhand ihres Geschlechts oder ihres Geburtsortes wertet, sondern anhand ihres Wesens. Damit meine ich die innere Überzeugung, die Umgangsart mit anderen, die Integrität und das Engagement. Es wird normal sein, dass Arbeitsgruppen, Freundschaftsquellen, Schulklassen und politische Gremien eine realitätsnahe Durchmischung von Kulturen, Wertvorstellungen, politischen Ideen und sexuellen Identitäten haben. Wir werden

öfter voneinander in andere Realitäten verführt werden und dadurch nicht nur eine bessere Vorstellung von dem weiten Spektrum unserer menschlichen Unterschiede erhalten, sondern auch mehr Einfühlungsvermögen, mehr Verständnis und weniger Angst vor dem Fremden. Alle Menschen werden die Möglichkeit haben, ihre Stimme zu erheben und bei wichtigen, gesellschaftlichen Entscheidungen mitwirken zu können. Durch die Inklusion haben auch tatsächlich alle Menschen das Gefühl, dass sie repräsentiert werden und etwas zu sagen haben, und dadurch steigt wiederum die Lust auf mehr Engagement. Eine Erfolgsspirale.

Schritt 4: Miteinander statt gegeneinander

Wir stecken in einer Zeit, in der Individualismus größer geschrieben wird als je zuvor. Wir sind als Gesellschaft in die Trotzphase von 3-jährigen Kindern zurückgekehrt. In dem Alter ist es noch lebenswürdig, wenn man „ganz alleine“ seine Schuhe zubinden will; in dem scheinbar vorangeschrittenen Stadium, in dem sich unsere Gesellschaft befindet, ist diese Entwicklung eher erschreckend. Ja, es hat Vorteile, dass wir die Kapazitäten und Möglichkeiten haben, uns mit unserem eigenen Wesen, unseren eigenen Bedürfnissen und unseren eigenen Herausforderungen beschäftigen können. Aber nur, wenn wir dabei nicht vergessen, das größere Ganze dahinter zu sehen. Unsere Familie, unsere Freund*innen, unsere Umgebung und unseren Planeten. Es kann nicht funktionieren, wenn unsere westliche Gesellschaft darauf aufbaut, dass Einzelne mit der Ellbogen-Taktik weiter kommen als mit Solidarität und mit Gemeinschaft. Unser Leben sollte mehr sein als ein Wettkampf gegen andere.

Das ist es, was uns sowohl die Klimakrise als auch die Corona-Krise wieder beibringen wollen: Es geht nur miteinander. Echte Veränderungen und echte Transformation bewirkt man nur als

Kollektiv. Sei es das Zusammenschließen von Jugendlichen auf der ganzen Welt für Fridays-For-Future oder das gemeinsame Einhalten der Corona-Regeln gegen Ansteckungen.

Startschuss

Wir alle haben unterschiedliche Vorstellungen, unterschiedliches Vorwissen und andere Möglichkeiten, um uns für eine bessere Zukunft einzusetzen. Unsere Visionen werden so divers und unterschiedlich sein, wie wir Menschen selbst. Diese beschriebenen Schritte auf dem Weg in meine eigene Zukunftsvision stellen nur ein paar Eckpunkte dar. Sie sind nicht dafür da, um ein vollendetes Bild zu malen, jemandem etwas vorzuschreiben oder irgendeine Wahrheit abzubilden. Ich habe meine Vision geteilt, um Mut für große Pläne zu machen. Um zu zeigen, dass wir unsere Zukunft dafür nutzen könnten, nicht nur Horrorszenarien an die Wand zu malen, sondern um Utopien zu zeichnen. Diese Utopien sollen so groß sein, wie unsere Vorstellungskraft. Sie sind der Startschuss für Veränderung.

Das ist meine Vision einer mutigen Zukunft.
Wie sieht Ihre aus?

Marlene Seidel, geb. in Wien, studiert Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaften (Wirtschaftsuniversität Wien/Universität Wien). Im Februar 2019 initiierte sie in Graz „Fridays-For-Future“ und ist bis heute bei dieser Klima-Bewegung sowie beim „Klimavolksbegehren“ und beim „Klimaprotest“ als Aktivistin tätig. Nach der Matura 2019 am BG GIBS in Graz arbeitete sie ein halbes Jahr in Frankreich als Sprachassistentin in Volksschulen und anschließend neben dem Studium als Parlamentarische Mitarbeiterin bei NRAbg. Mag. Dr. Jakob Schwarz. Zudem schreibt sie für die Kleine Zeitung Gastkommentare.

Literatur

- 1 Meadows, D. (2014). Envisioning a sustainable world. In *Creating a Sustainable and Desirable: Insights from 45 global thought leaders* (pp. 9-14).
- 2 <https://www.moment.at/story/wie-frankreichs-ungewoehnlicher-buergerrat-zu-starken-klima-massnahmen-kam-6-punkten>
- 3 ORF 8.5.2020 – Was gibt es Neues?
- 4 <https://www.wwf.de/themen-projekte/landwirtschaft/ernaehrung-konsum/lebensmittelverschwendung/verschwendung>
- 5 <https://www.derstandard.at/story/2000120139512/wien-wahl-knapp-jeder-dritte-wiener-darf-nicht-waehlen>
- 6 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/328252/umfrage/frauen-in-fuehrungspositionen-in-oesterreich/>

No Future for this Future

Eva Schörkhuber

I. „Ich habe keine Zukunft.“

Diesen Satz habe ich zum ersten Mal in Oran ausgesprochen, in jener westalgerischen Stadt, der Albert Camus die Pest auf den Leib geschrieben hat. An einem strahlend schönen Herbstnachmittag saß ich mit einem Kollegen in einem Teehaus. In dem kargen Raum mit den zerschlagenen Fliesen und den löchrigen Stahlbetonwänden sprachen wir über Zukunftspläne. Djourou, mein Kollege, erzählte, dass er sein Magisterstudium in Oran abschließen wolle, um danach in Deutschland oder in der Schweiz sein Doktorat zu machen. Anschließend werde er nach Mali zurückkehren, um eine Familie zu gründen und politisch etwas zu verändern. Er sprach mit einer selbstverständlichen Zuversicht, die mich beeindruckte. Mein Leben lag zu diesem Zeitpunkt offen und planlos vor mir. Ich war dabei, einen Aufenthalt als Sprachassistentin in Algerien zu absolvieren und hatte mich aus dem bislang mehr oder weniger reibungslosen Verlauf meines Studiums hinauskatapultiert. Ich hätte, das wusste ich, nach meiner Rückkehr nach Wien nahtlos daran anknüpfen, meine Abschlussarbeit schreiben und mir dann überlegen können, ob ich weiter studieren wollte oder nicht. Nur in diesem Moment erschien es mir absurd, so zu tun, als könnte ich mein Leben nach dieser Reise, die so vieles in mir aufgewühlt hatte,